

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 67.

Berlin, Montag den 5. Juni

1837.

### F r a n k r e i c h.

#### Französische Kleinstädterei.

Dich rufe ich an, Paris, du herrliche Weltstadt, du Metropole der Geselligkeit mit deinen glänzenden Soireen, deinen feinen Salons, wo man ohne Furcht und Scheu eintritt, wo man frei und offen seine Meinung abgibt, wo man sich ohne Hestigkeit und Leidenschaft über Alles ausspricht, wo man mit einem Gegner disputirt, ohne sich auf Persönlichkeiten einzulassen, wo selbst der Niedrigste zu jeder Stunde Gelegenheit haben kann, mit einem großen Mann oder einer reizenden Dame zusammenzukommen, deren freundliches Lächeln einem die Sinne verwirren könnte, wüßte man nicht, daß dies Lächeln weiter nichts ist, als die gangbare Münze jener Pariser Freundlichkeit, die Jedem ohne Unterschied entgegenkömmt, gleichwie das Sonnenlicht für alle Welt strahlt; ach ihre betteren Soireen, ihr offenen, zwanglosen Gesellschaften, die ihr dem Geschäftsmann und Künstler Ruhe und Zerstreuung, dem Müßiggänger Unterhaltung und Zeitvertreib, dem Proletarier endlich Trost und Erhebung gewährt, wo finde ich euch wieder! . . .

Der Leseer mag mir verzeihen, daß ich mit einer etwas emphatischen Ausrufung begonne; man weiß ja, eine Ausrufung ist oft gar sehr bedeutungsvoll und inhaltschwer, und es müßte Einer noch nichts von dem berühmten Kommentar Paul Courrier's darüber gehört haben, um nicht zu wissen, welch' ungeheurer Abstand existirt zwischen den Worten: „Johann, gib mir meine Pantoffeln“, und: „Ach, Johann, meine Pantoffeln!“ Die Ausrufung ist der plastische Ausdruck und Träger einer überströmenden Fluth von Empfindungen und Gedanken, es ist der Schrei der Leidenschaft und Sehnsucht. Man kann nicht lieben ohne Ausrufungszeichen; man kann nicht fröhlich oder schwermüthig seyn, man kann nicht hoffen, fürchten oder klagen ohne Ausrufungszeichen.

Wie viele junge Leute kenne ich, die von der großen Weltstadt nicht anders reden können, als mit einer Ausrufung. Ach, Paris! rufen sie und wissen oft nicht mehr zu sagen, aber dieses Ach, Paris! enthält Alles. Ach, Paris, es sind nicht etwa deine lärmenden Straßen, nach denen ich mich sehne, oder deine prachtvollen Monumente, auch nicht deine Bildergalerien, deine Kaffeehäuser, deine Theater, deine Lesekabinette, deine tausend Journale, deine schönen Damen und das bunte zahlreiche Volk, das sich Tag und Nacht in deinen Mauern herumtreibt! Nein, das ist es Alles nicht, sondern vielmehr jene herrliche Freiheitslust, die man auf deinen Boulevards und auf deinen Straßen athmet, jene unvergleichliche Lust, die Einen zu Schlemmerei und Tagelied machen kann, jene erquickende, einflulende Lust, die man besonders vor dem Laden eines Bildhändlers oder an dem Geländer des Pont-Neuf so gern einschlüpfet. Warum man sich nach Paris sehnt, ach, das ist jenes poetische Sichgebenlassen, jenes sorglose Herumschweifen eines Träumers, der sich morgens von einer Dachstube auf der Rue de la Harpe herunter, vor dem Kram eines Bücher-Antiquars vorbei nach dem Theater unter freiem Himmel, dann von der Hanswurstbühne nach Giroux's Laden, von da in die Galerien des Palais-Royal, in die Alleen der Tuilerien hinschlendert, um endlich des Abends in einem anständigen Gesellschafts-Salon oder auf dem Sitz eines kleinen Theaters Ruhe zu finden. Was man ferner nur in Paris findet, das ist jene Wonne, jene Seligkeit, so ganz nach Lust und Laune seinen Tag zu verleben, ohne daß es Jemanden einfällt, sich um unser Thun und Lassen im Geringsten zu bekümmern, ohne daß so ein lästiger Beobachter mit dem falschen Schein des Wohlwollens und der Freundschaft Einem Tag und Nacht auf dem Fuß folgt, um zu wissen, was man treibt, wohin man geht, wie man lebt u. s. w. Dich endlich frage ich, armer junger Mann, dem von Hause nur eine sehr mäßige Unterstützung gereicht wird, wo anders als in Paris kannst Du nach einer schlechten Mahlzeit für 18 Sous dreißt und mutbig in der Welt auftreten, ohne besüchten zu müssen, daß ein reicher Kapitalist auf Dein ärmliches Aussehen einen mitleidigen Blick wirft, oder daß ein stolzer Beamter in Deiner Nähe sich voll Verachtung von Dir abwendet. Nur in Paris ist das innere Leben so reich vertheilt: da bekümmert man sich nur um das, was Du bist und leistest, wenn man Dich sieht; denn wer sollte sich die Mühe geben, alle Personen, mit welchen man zufällig zusammenkömmt, näher kennen zu lernen; und wenn Du also nur korrekt Französisch sprichst und die Haupt-Essenz der zwei bis drei Journale, die Du früh Morgens gelesen, erträglich zu resumiren verstehst, dann kannst Du noch recht gut für einen vor weiß wie berühmten Schriftsteller oder scharfsinnigen Diplomaten gelten.

In der Provinz dagegen ist das ganz anders. Da liegt das ganze

Leben offen zu Tage, das öffentliche, wie das Privatleben, die Studien wie die Zerstreuungen; das wird Alles nach allen Seiten hin betrachtet, untersucht und betrittelt; da lücken Dir fünfzig Gesichter aus dem Fenster nach, fünfzig Kaffeeschweftern haben über Dich zu reden und zu klatschen. Und wenn Du ein Gesellschaftszimmer betriffst, da weiß man Dir aufs Haar, wer Du bist, woher Du kömst, was Du für eine Beschäftigung hast, ob Dein Vater ein Adliger oder ein Exportkömmling, ob er ein Wahlberechtigter ist oder nicht. Man weiß ferner alle skandalöse Anekdoten, die man sich einst über Deinen Großvater, Deinen Onkel und über Deine ganze Familie erzählt hat; endlich wird man Dir haarklein berichten, wie viel Du von jedem Deiner Verwandten Vermögen erwarten kannst, ob Du nicht eine Cousine hast, mit welcher schon der Leumund zu thun gehabt, und ob nicht Einer aus Deiner Familie vor langer Zeit einen unangenehmen Austritt mit dem Maire gehabt oder sich die Ungnade des Herrn Präfekten zugezogen. Hast Du nun diese originelle Biographie überstanden, dann sed Dir Gott gnädig bei dem ersten Schritt in einen Salon. Wenn Deine Manieren, Deine Haltung, ja selbst Dein Gesicht nicht in der vollkommensten Harmonie stehen mit Deiner gesellschaftlichen Stellung und Deinem Vermögen, dann ist es um Deinen Ruf für das ganze Leben geschehen. Vor Allem nimm Dich wenigstens davor in Acht, eine schwarze Kravatte zu tragen, wenn die weiße gerade Mode ist, und laß Dir's ja nicht einfallen, Dich eben so elegant zu kleiden, wie der Sohn des Nachbar Krämers, der 4000 Liores Renten hat, sobald es feststeht, daß Du nur 3800 hast. Man wird Dir ferner auf Heller und Pfennig vorschreiben, wie viel Du ausgeben darfst, und findet es sich, daß man Dir nur eine tombacne Uhrkette und die Hemdetasche von Perlmutter passiren läßt, so rathe ich Dir, trage ja keine andere Uhrkette, als eine tombacne, und keine andere Hemdetasche, als von Perlmutter. Hast Du diese wichtigen Präliminarien aufs pünktlichste und sorgfältigste geordnet, dann bist Du mit Deiner schweren Aufgabe erst zur Hälfte fertig; jetzt betriffst Du die Bühne selbst: gib genau Acht auf jedes Wörtchen, das Du sprichst, und studire die Perionen, mit denen Du zusammenkömmt. Zuerst, was die Hausherrin betrifft, da mußt Du zwar höflich, aber nicht zu galant, zuvorkommend, aber nicht zu dienstbar seyn; die Spröde könnte sich drob erzürnen, und ihr Mann oder ihr Liebhaber würden Dich nach dem ersten Blick auf der Stelle einen Becken nennen. Die Hausherrin hat vielleicht einen Vetter, dem sie heimlich ihre Gunst schenkt, während sie vor der Welt ihren Gatten liebt; bringe dem Gatten Deinen Tribut, vergiß aber ja nicht den Vetter; theile Deine Höflichkeiten und Komplimente zwischen Beiden zugleich; mit dem Einen sprich hübsch ruhig und besonnen, mit dem Anderen plaudere wie ein junger Mensch; Du mußt überhaupt nach den Umständen bald ernst, bald fröhlich seyn, Du mußt den Vernünftigen, den Gesezten, den allgemein Beliebten spielen können. Und um Gotteswillen, nimm es da mit einem Wort nicht zu genau, es handelt sich um Dein höchstes Wohl, einige Klagen mehr oder weniger werden Dir Dein Gewissen noch nicht zu schwer belasten und können Dir vielleicht viel Ehre machen.

Nun aber kommen die alten Damen. Die alten Damen bilden ein sehr wichtiges Element in der Gesellschaft der Provinz; sie besitzen die Traditionen der Vergangenheit, die Chroniken jedes Zeitalters, jedes Ortes, jeder Familie. Sie werden gleich alten Pergamenten und Urkunden befragt, gleich alten Möbeln respektirt; man muß ihnen buldigen, um sie sich geneigt zu machen, um die Schärfe ihrer Zunge und den stechenden Blick ihrer Augen zu mildern; halte Dich ja an die alten Damen, sie können Dein Glück machen. Es ist gewöhnlich, daß die alten Damen Whist oder Poffon spielen, beifere Dich, mit ihnen zu spielen, und sieh zu, daß Du der Partner der Bissigsten und Grämlichsten unter ihnen werden kannst. Lausche auf jeden Wint von ihr, gehörche den Zugstößen, die sie Dir unter dem Tisch giebt, spiele Deine Karten, wie sie es wünscht, magst Du auch dabei verlieren, immer zu. Deine Eigenliebe als Spieler mußt Du dabei ganz aufgeben, und endlich laß Dir's ja nicht einfallen, mit prablerischer Miene fünf Franken auf den Tisch zu werfen, fünf Sous ist der Einsatz. Ferner vergiß auch nicht, den Ridikül der alten Damen in Empfang zu nehmen, wenn er sie belästigt, ihnen ihren Shawl zu bringen, wenn sie es wünschen, und das Glas Zuckerswasser zu reichen, sobald der Teller an Dich kömmt. Auf diese Weise, hoffe ich, wirst Du Dich in Gunst setzen, und ich bin fest überzeugt, wenn diese Damen Abends um zehn Uhr mit dem Dienstmädchen, das sie, die Laterne in der Hand, abbolt, nach Hause kehren, dann werden sie sich gewiß über Dich äußern: „Das ist ein charmanter junger Mann, von der feinsten Erziehung, von den besten Manieren.“ Ja, eine von ihnen wird ganz sicher beim Schlafengehen schon daran denken, mit wem sie Dich wohl verheirathen könnte.



Nach den alten Damen folgt der Ausschuss der Gesellschaft, ich meine die Bekannten des Hauses, die weder nahe Verwandte noch intime Freunde des Hauses sind, die aber zu bestimmten Tagen in der Woche kommen, um Tapissier-Arbeit zu machen oder in einem Winkel einige Partien von fünfzig Centimes zu spielen. Auch mit diesen mußt Du sehr vorsichtig umgehen, und besonders darfst Du nicht die Unbesonnenheit begehen, vor diesen Leuten mit Deinen Kenntnissen aufzuschneiden zu wollen und z. B. über irgend einen Gegenstand aus der Politik, aus der Geschichte oder aus der Gesetzgebung ohne Weiteres Dein Urtheil zu entwickeln. Du mußt diese Menschen sehr vorsichtig studiren, mußt Dich über ihren Namen, über ihre Präcedenzen und ihren Beruf erkundigen und Dich genau danach richten. — Ist es ein Arzt, dann bringe das System von Cabanis, von Gall aufs Tapet und warte jedesmal mit Deiner Meinung, bis der Herr Doktor die seinige gegeben; — ist es ein Advokat, so sprich von der Legislatur und von dem außerordentlichen Glück, das jetzt alle Stellen und Aemter durch den Advokatenstand besetzt sind, und das selbst die Regierung sich von ihnen leisten läßt; — ist es ein Rentier, dann darfst Du ja nichts Anderes als Frieden und Ruhe und Ruhe im Munde haben; Du mußt alles Mögliche zur Sprache bringen, wodurch sich der ehrliche Rentier schmeicheln kann, daß die Papiere steigen werden, und daß er ganz ruhig auf seinen Eiderdaunen schlafen kann; — ist es endlich ein Gelehrter aus dem vorigen Säculum, der, weil er etliche zwanzig Jahre hinter sich hat und dies oder jenes Amt in irgend einer Administration verwaltet, vielleicht Mitglied der Lokal-Akademie geworden ist, ach, dann quäle Dich auf jede Weise, ob Du nicht irgendwo aus Deinem Gedächtniß einige zerstreute Brocken von Deinen klassischen Studien oder einige verflümmelte Verse aus dem Horaz oder Virgil hervorholen kannst, und dann zitiere nach Noten in einem fort, und gib die Zeichen Deines lebhaftesten Enthusiasmus zu erkennen, wenn Dir ein Lateinisches Wort aus dem Augusteischen Zeitalter oder ein Französischer Reim aus dem 17ten Jahrhundert eingefallen ist; fange an, voller Wuth gegen den Skandal zu deklamiren, in welchen unsere Belletrist gekunken ist, gegen den Vandalismus eines Lamartine, eines Victor Hugo, eines Alfred de Vigny, eines Dumas, ach, dann wird der ehrliche Akademiker vor Freuden in Thränen ausbrechen, er wird Dich seinen theuren geliebten Freund nennen, und ich möchte mich gar nicht so sehr wundern, wenn er Dich bei der nächsten Sitzung zum Kandidaten vorschlägt für den ersten Platz, der vakant ist.

Jetzt naht sich Deine Aufgabe ihrer Lösung, jetzt kannst Du schon ohne große Schwierigkeiten ein Glas Bier von dem Bedienten nehmen und ein Stückerl Marzipan verzehren; nimm Dich aber wohl in Acht, daß sich diese Operation nicht zu oft oder allzu sichtbar wiederhole, man könnte sonst sagen, Du wollest Dich hier zum Abendbrod satt essen.

Mit dem Glockenschlage zehn oder elf Uhr des Nachts mußt Du ans Nachhausegehen denken. Gehe nicht zu früh weg, damit Du nicht die Eigenliebe des Hausherrn verletzest, er könnte glauben, Du habest Dich bei ihm emüppelt; gehe aber auch nicht zu spät, damit Du nicht die Vertrauten genirst, die sich vielleicht noch viel zu erzählen haben. Hüte Dich, auf die Damen, die Du verläßt, einen letzten Blick zu werfen, sie möchten sonst glauben, Du gebest ihnen ein Zeichen. Lächle auch nicht zu freundlich gegen die kleine Bonne, die Dir die Hausthür öffnet, sonst sagt sie den anderen Morgen, Du bist in sie verliebt. Halte Dich nicht auf der Treppe auf, man könnte denken, daß Du an der Thür vorhst. Eile bebend über die Straße, damit man nicht sage, daß Du Dich des Nachts herumtreibst; antworte höflich der Schuidwache, die Dich anhält, sonst steckt sie Dich in die Wache. Dessehalb hübsch leise die Thür Deiner Wohnung; zu größerer Sicherheit ist es gut, wenn Du Dir unten an der Treppe die Stiefeln ausziehst und ganz leise, mit angehaltenem Athem heraufsteigst, um nicht entweder den Hauswirth zu wecken, der unter Dir wohnt, oder den schlafenden Hund oder die Katze, die auf dem Bette eines alten Weibes liegt. Und bist Du endlich in Deinen vier Pfählen mit den Pantoffeln an den Füßen und der Nachtmütze auf dem Kopf, hast Du Deine Gedanken frei, alle die großen Ereignisse zu überlegen, die so eben stattgefunden haben, dann rekapitulire Dir Alles, was Du den Abend gesprochen oder gethan hast; sieh, ob Du nicht einmal einer Dame unpassend geantwortet, ob Du nicht der Hausherrin irgend ein albernes Kompliment gemacht; ob Du nicht mit unbesonnener Hand irgend einen honorablen Schmerzbuch gestossen oder mit dem Stiefel einen zarten Atlas schuh gestreift hast; endlich ob Du nicht zu schlüchtern oder zu lähn, zu geschwätzig oder zu schweigsam gewesen bist; bedenke Dir das Alles recht genau und dann erst schlafe ein, wenn Du kannst.

Noch ein anderer Unterschied, der die Gesellschaften in der Provinz vor denen in Paris auszeichnet, ist die Absonderung der Bewohner einer Stadt in Klassen und Kategorien, z. B. in den aristokratischen und den bürgerlichen Salon. In Paris ist diese Schranke mit dem ancien régime längst gefallen, und das Faubourg Saint-Germain hat schon mehr als einmal auf den Geläsel der Chaussee-d'Antin getanzt. In der Provinz dagegen ist von einem solchen Fortschritt nicht die Rede. Da scheinen sich die alten Vorurtheile mit der Zeit immer mehr zu befestigen; die bevorrechteten Klassen schließen sich eng unter einander ab in ihren Quartieren, in ihrem Salon, in ihrem Speisesaal; sie haben ihre besonderen Zusammenkünfte, ihre besonderen Feste, ihre besonderen Banketts; so bilden sie eine eigenbümliche Gesellschaft mitten in einer anderen, eine Stadt in der Stadt. Ich kenne sogar welche, die alles Mögliche aufstreiben, sobald der Präfekt oder der General einen Ball giebt, eine Einladungskarte zu diesem Ball zu bekommen, damit sie sie nachlässig auf ihrem Kamin liegen lassen und sich rühmen können: Seht, wie ich ihre Einladungen achte!...

Wenn auch die aristokratischen Salons seit 1830 schwer zugänglich geblieben, so sind dafür die der hohen Beamten desto humaner geworden. Sonst müßte ein Präfekt auf seinem Gesicht einen gewissen ver-

nommen Ernst tragen, er dürfte sich nur selten der Menge zeigen und zuweilen müßte er sogar in gesticktem Kleide erscheinen. Damals war es durchaus keine Kleinigkeit, Zutritt zu ihm zu bekommen; es gehörte schon ein bedeutendes Amt, ein Titel oder ein hoher gesellschaftlicher Rang zu der Ehre, ihm vorgestellt zu werden, und auch dann noch welche Menge von Formalitäten, bis man hoffen durfte, an dem und dem Tage aus der Hand eines betretenen Dieners einen Einladungsbrief zu bekommen zur Soiree oder zum Ball des höchsten Beamten im Departement. Jetzt hat eine solche Gunst weniger Schwierigkeiten. Der Salon der hohen Beamten hat jenen studirten vornehmen Ton verloren. Die Einladungen zu den Soireen geschehen zu Hunderten, und die Gesellschaften sind darum gewiß nicht weniger lebhaft, nicht weniger glänzend und nicht weniger mannigfaltig.

Es giebt noch eine andere Gesellschaftsklasse in der Provinz, die, welche die thätige und intelligente Klasse der Industrie und des Handels repräsentirt. Hier ist es, wo die unabhängigen Ideen keimen; hier bilden sich die freien Wähler, die gewissenhaften Deputirten und jene doppelt begabten Männer, welche eben so geschickt sind, die großen Aufgaben unserer Gesetzgebung und Politik zu lösen, als die Entwickelung der Industrie zu befördern, die den Reichthum unseres Landes produzirt. Die Gesellschaft des Handels hat sich seit einiger Zeit mit der der Beamten zugleich ausgebildet, und auch sie bewahrt ihre besondere Physiognomie und, bei ihrer größeren Unabhängigkeit, auch eine etwas festere Haltung und eine entschiedenere Sprache.

Zum Schluß dieser Skizze muß ich noch die guten Leute der Provinz ganz ergebenst um Verzeihung bitten wegen des etwas kurzweiligen Tones, mit dem ich einen so wichtigen Gegenstand behandelt habe; doch ich selbst bin aus der Provinz gebürtig, ich habe in der Provinz gelebt, und wer weiß, ob ich nicht noch das Unglück habe, in der Provinz sterben zu müssen. Ich gehöre also selber durchaus zur Provinz und zu den Kleinstädtern, und ich habe, indem ich dies schrieb, eben so gut über mich wie über meine Landsleute gespottet; nun aber noch ein: in dieser überichwänglichen Zeit, wo man jeden Tag mit demselben Erfolge das Pro und das Contra einer Sache vertheidigt, sollt es mich gerade nicht Wunder nehmen, wenn ich einmal dieselben Gesellschaften der Provinz wieder von der schönen Seite darstelle; und, unter uns gesagt, ich glaube sogar, daß dies vielleicht zu einem hübscheren und interessanteren Artikel Stoff geben würde, als dieser ist.

(Fr. Litt.)

#### Französische Charakteristik der Eifersucht.

Aus der „Physiologie der Leidenschaften“ des Baron Alibert.\*)

Die Eifersucht ist eine Verstimmung, die uns durch die Furcht, aus dem Besitz eines geliebten Wesens von einem Anderen verdrängt zu werden, eingeßelt wird. Wir empfinden einen nicht zu unterdrückenden Widerwillen, gegen dieses oder jenes Individuum bei dem Gedanken, daß es uns die Neigung einer uns ihre Person entziehen will. Ist jede reine treue Liebe wird durch Eifersucht getrübt; sie ist ein abscheuliches Gift, dessen Samen ein böser Geist unter die glücklichen Menschen streut. Ist es nicht sonderbar, daß ein Gefühl, welches so ganz das Gepräge der Persönlichkeit trägt, sich doch so häufig in eine Leidenschaft mischt, die ja eben eine gänzliche von allen persönlichen Zwecken unabhängige Sphäre charakterisirt?

Die Eifersucht ist nicht nur den Menschen, sondern auch vielen Gattungen von Thieren eigen. Wiederholen nicht oft unsere Räume von den melancholischen Klagebönen der Tauben, und zeigt sich nicht in diesen sonst so schüchternen sanften Vögeln eine ungewöhnliche Kühnheit und Kraft, wenn sie ihre Nebenbuhler angreifen? Wie wissen, welche wunderbare Stärke die Eifersucht größeren wilden Thieren verleiht; man kann sogar sagen, daß sich diese Leidenschaft in ihnen freier und heftiger entwickelt, als in den Menschen; denn wenn sie einmal dazu gereizt sind, verbergen sie ihre Wuth keinesweges; sie suchen sich nicht auf listige Art zu rächen, sondern greifen offen und lähn ihren Feind an. Buffon sagt in Bezug auf diesen Gegenstand: „Bei dem Menschen setzt die Eifersucht fast immer irgend ein leises Bewußtsein seiner eigenen Schwäche, ein gewisses Mißtrauen in sich selbst voraus; die Thiere jedoch scheinen im Gegentheil um so eifersüchtiger zu seyn, je mehr Kraft, Feuer und Stärke die Natur ihnen gegeben hat. Unsere Eifersucht hängt von unseren Ideen, die übrige nur von momentan erregten Empfindungen ab; bei ihnen gehört sie dem Augenblicke an und bricht aus, ohne durch Argwohn oder Nachdenken vorbereitet zu seyn.“

Es ist besonders interessant, die Wirkungen der Eifersucht unter dem Einflusse der Civilisation zu beobachten. Hier kann man diesen Wahnsinn des Herzens, der beständig die Feinden der Liebe vergiftet, förmlich studiren; man kann diese ernste komplizierte Krankheit, in der sich getränkte Eigenliebe mit dem brennenden Durst nach Rache mischt, von ihrem Entstehen an verfolgen; sie ist ein Uebel, das um so gefährlicher wird, da der Leidende es so viel wie möglich zu verbergen und zu unterdrücken sucht. Wo findet man übrigens eine Definition, welche alle verschiedene Charaktere dieser vielfach zusammengesetzten Leidenschaft ausdrückt, in der sich alle veinliche Gefühle, die unsere moralische Existenz bewegen, vereinigen? Die Eifersucht zeigt sich bei den verschiedenen Individuen unter den mannigfaltigsten Formen: bald macht sie argwöhnisch, mißtrauisch und leichtgläubig, erregt in dem Menschen eine krankhafte Ueberspannung des Geistes und der Nerven, die ihm nichts als Verrath und Untreue zeigt und seine Wuth gegen den geliebten Gegenstand fast bis zur Raserei steigert; bald ist sie wieder ein Fieber, das dumpf im Innern gährt, aber bei der leisesten Einflüsterung

\*) Physiologie des Passions. Par le Baron Alibert. 2 vols. 3e édition. Paris, 1837.



des Argwohn ausbricht, am Herzen nagt und denjenigen aufs tiefste niederbeugt und entkräftet, der von dieser verzelebenden Krankheit ergriffen ist. Die Eifersucht ist beiden Geschlechtern eigen; bei dem Manne bricht sie zwar wilder und heftiger hervor, aber in dem Herzen der Frauen, deren ganze Existenz die Liebe ausfüllt, die überhaupt inniger und tiefer fühlen, als die Männer, ist sie nicht minder thätig und wirkt sie nicht weniger verderblich.

Man glaubte früher, daß diese Leidenschaft von den Wilden nicht gekannt werde, doch erwähnt der berühmte La Peyrouse der Korjaken, die ihre Frauen auf einen bloßen Verdacht hin tödten und deren Verführer auf eine grausame Art morden. Es ist, wie er versichert, eine unheimliche wilde Horde, die durchaus keiner Kultur und Civilisation fähig ist. Poyet spricht ebenfalls von einem furchterlichen Eifersuchts-Kriege, der zwischen dem Stamme der Dvampis und dem der Nucvay ausgebrochen und damit endigte, daß die beleidigten Dvampis ihre Gegner gänzlich aus den Wäldern von Guiana vertrieben. Man erzählt auch, daß die Galibis ihre Frauen, wenn diese untreu sind, vergiften, daß aber ihre Rache sich nicht bis auf den Mann, der ihnen vorgezogen wird, erstreckt. Die Eifersucht ist also in dem Zustande der Civilisation, wie in dem der Wildheit eine Quelle unsäglicher Leiden und der schrecklichsten Ereignisse; sie macht die Menschen argwöhnisch, unfling und verwegener. Lestorières, der schönste Mann seiner Zeit, von dem in vielen Memoiren die Rede ist, mußte sich fast täglich mit seinen Nebenbuhlern schlagen, weil seine äußeren Vorzüge ihm die Herzen aller Frauen gewannen. Ist es nicht sonderbar, daß so viele Menschen sich gerade eines Gefühls wegen tödten wollen, welches doch eigentlich dazu bestimmt ist, das Leben zu versüßen und es zu verjüngen? Es liegt aber einmal in der Natur des Menschen, sich immer über die Meinungen derjenigen zu beunruhigen, um deren Liebe und Beifall er sich bewirbt; er möchte gern in der Meinung der Frau, die er allen Anderen vorzieht, auch allein hoch stehen, und daher kommen die vielen Duelle zwischen Eifersüchtigen. Dieses Verlangen, auf Leben und Tod mit dem begünstigten Nebenbuhler zu kämpfen, entspringt aus der edelsten Triebfeder der menschlichen Natur, aus der Ehre, aus jenem Wunsch, den wohl Keiner unterdrücken kann, durch den Vergleich mit einem Anderen nicht in den Schatten gestellt zu werden, weil Jeder danach strebt, einen gewissen Grad von Vollkommenheit zu erreichen.

Die Eifersucht folgt allen Phasen der Liebe und — sonderbar genug! — sie nimmt immer den Charakter und die Farbe der Zeit an, in der sie sich zeigt. Im Mittelalter, dieser wunderlichen Epoche, deren charakteristisches Kennzeichen eine Mischung von Barbarei und Humanität ist, bot sie oft die seltsamsten Kontraste. Nicht selten waren Männer die Vertrauten ihrer Frauen; sie wußten um alle galante Abenteuer derselben, sie kannten und duldeten ihre Nebenbuhler; aber wie viel häufiger finden wir damals noch in ähnlichen Fällen Beispiele der grausamsten, blutigen Rache. Die Geschichte der Tronbadeurs erzählt uns von einem Grafen Raymond von Castel-Noussillon, der seiner Gemahlin Margarethe den Kopf seines Wagens und Nebenbuhlers brachte, nachdem er sich vollkommen von ihrer Untreue überzeugt hatte. Damals, wie in unseren Zeiten, bemerkte man oft Eifersucht ohne Liebe; ein Gefühl, das dann allein aus verletzter Eitelkeit entspringt und eine Folge gesellschaftlicher Verderbtheit ist. Wir erblicken gewöhnlich über eine solche Empfindung und suchen sie so viel wie möglich zu verbergen, weil sie unedel und egoistisch ist.

Dem Beispiele des Philisoforben Hume folgend, könnte ich meinen Lesern die seltsamsten Thatsachen erzählen, die durch Eifersucht herbeigeführt worden. Ich habe einen Mann gekannt, der den Keim dieser tödtlichen Krankheit in sich trug und begierig auf eine Gelegenheit wartete, seine Frau heimlich zu vergiften, damit sie ihn nicht überlebe. Ein Anderer ließ seine Gattin feierlich schwören, sich einer ewigen Wittenschaft zu weihen, im Falle er früher sterben sollte als sie. Ich kannte einen Gelehrten, den die Eifersucht fast wahnwitzig machte; er besaß eine wunderschöne Frau, deren Benehmen ihm einigen Argwohn eingebläht hatte, und um sie in den Augen ihrer Verehrer zu entstellen, benutzte er einst ihren Schlummer und schnitt ihr das schöne lange Haar ab, das in reichen Locken auf die Brust herabfiel. Er erreichte aber damit keinesweges seinen Zweck, denn durch diese unsinnige Handlung ward das Interesse erst recht für sie rege gemacht.

Bei keinem Volke auf der Welt zeigt sich die Eifersucht heftiger und leidenschaftlicher, als bei den polygamistischen Völkern; sie verleiht im Orient erst zu den größten Exzessen und gereicht den Unglücklichen, die sie empfinden, zur beständigen Qual. Hume unterhält seine Leser mit mehreren interessanten Anekdoten über diesen Gegenstand und erzählt unter Anderem auch das Abenteuer des Reisenden Tournefort. Dieser ward nämlich als Arzt in das Serail des Sultans eingeführt, und man wies ihm dort sogleich einen Platz in einer Gallerie an, wo er bald eine Menge entblößter Arme aus mehreren Mauer-Defnungen hervorstrecken sah, die sich seiner Prüfung unterwerfen sollten. Der Sultan fand es wahrscheinlich nicht für nöthig, daß der Doktor auch das Gesicht und die Gestalt der Schönen sehe, um über sie ein richtiges Urtheil zu fällen. — Ich habe die Eifersucht schon unter den verschiedensten Gestalten gesehen. Im Allgemeinen ist sie ein blinder Bohn, der ohne Beweggrund ausbricht und auf die Stimme der Vernunft nicht hört. Wer unglücklich genug ist, davon ergriffen zu werden, weiß oft in der ersten Aufwallung seiner Hitze nicht, was er thut; er schwärmt und beleidigt den Gegenstand, der ihm der Liebste auf der Welt ist. Sobald bei dem unglücklichen Liebenden der rechte Anfall von Eifersucht sich zeigt, wird er bleich, seine Handlungen, Blicke und seine Stellung sogar verrathen den Kampf in seinem Innern; seine Physiognomie drückt abwechselnd Verdruß und Zorn aus; seine Lippen zucken krampfhaft, oft bot er nicht die Kraft, ein Wort hervorzubringen, aber dann läßt er seine Wuth an leblosen Gegenständen aus, zerbricht die Möbel, die ihm im Wege stehen, und dringt sogar bis in das Bou-

doir seiner Geliebten, die er der Untreue beschuldigt, wühlt in ihren Kleintodien, verdirbt ihre Ball-Toilette, zerflößt ihre Blumen und glaubt, so alle ihre Pläne und Hoffnungen zu vereiteln. — Der eifersüchtige Liebhaber hört auf keine Rechtfertigung; er betrachtet sie nur als das Resultat der kombinierten Heuchelei und Verstellung; Alles, was er sieht und hört, erscheint ihm anders, als es wirklich ist, und in seiner überspannten Stimmung glaubt er, in den einfachsten Handlungen der Geliebten Verrath und Lüge zu entdecken. Dessenungeachtet giebt es doch bei allen Eifersüchtigen Momente, in denen sie ihre Thore bereuen und gern alles Mögliche thäten, um sie zurückzunehmen, und so wie jeder unnatürlichen, fieberhaften Aufregung gewöhnlich gänzliche Ermattung folgt, so geben auch hier die besitzigen Anfälle von Wuth in vollkommene Ruhe und Gelassenheit über. Aus dem aufgebrachtsten Liebhaber wird mit einemmale der demüthigste, unterwürfigste; nachdem er die, die er anbetet, mit Schwärmungen überhäufte, ist er in Verzeißlung, sie beleidigt zu haben; aber kaum hat sie ihm verziehen, so irrt er wieder des Abends, wie ein Gespenst, um ihre Wohnung und späht nach eingebildeten Schrecknissen. Kurz, der Eifersüchtige kennt keine Ruhe; er heftet sich an Chimären, wird von beständigen Zweifeln hin und her geworfen und bascht nach Gründen, sich selbst zu quälen; wenn er schläft, träumt er, daß man ihn verrathen habe, und sobald er erwacht, ergrift ihn der Argwohn, der schreckliche Argwohn und drückt ihn nieder, wie eine furchterliche Wahrheit. — Die Eifersucht hat überall traurige, üble Folgen; aber nirgends zeigt sie sich schrecklicher, als im Innern der Familie. Ist sie einmal da ausgebrochen, so giebt es kein Mittel mehr, den Gewaltthätigkeiten der lässlichen Tyranni Einhalt zu thun. Wie viel Leiden muß die Frau erst erdulden, ehe sie, dem Anscheine nach, das Recht erlangt hat, sich zu belagern; denn der Eifersüchtige verdirbt die Qualen, die ihn beunruhigen, den Augen des Publikums, und sucht sie eben so geheim zu halten, wie irgend eine physische Unvollkommenheit.

Man ersieht aus dieser kurzen Beschreibung, daß die Eifersucht nach und nach die ganze Stufenleiter veinlicher Gefühle durchläuft. Deshalb bemühen die Dichter sie so oft in ihren Dramen, um denselben ein höheres Interesse zu geben, sie lassen vorzüglich gern in ihren theatralischen Compositionen die großen Kontraste, die sie oft bietet, hervortreten und schildern den Lesern ihre raschen Uebergänge, von der zärtlichen Liebe zum glühendsten Haffe, vom Zorn zur Sanftmuth, vom Stolz zur Unterwürfigkeit und von den unsinnigsten Ausdrücken der Wuth zur bittersten Reue. Auch lassen sie immer die schrecklichsten Katastrophen von der Eifersucht herbeiführen; die Schriftsteller schildern sie als eine finstere, wilde Leidenschaft, die jede Liebe mit ihrem Gifte trübt. Wie traurig malt Dante das schreckliche Ende der unglücklichen Pia, die, aus ihrem Hause verbannt, gezwungen ward, inmitten tödtlicher Ausdünstungen zu sterben, weil sie entweder gegen die eheliche Treue gefehlt oder nur ein unschuldiges Opfer der Eifersucht geworden ist.

Aber die Eifersucht kann zuweilen auch ihren Nutzen haben und bringt oft eine recht heilsame Wirkung hervor. Sie hat mit der Welt angefangen und ist eben so alt, wie die Sturmwinde und Ungewitter, die von Zeit zu Zeit die Harmonie des Universums stören, und so wie alle andere Leidenschaften, trägt auch sie zum allgemeinen Wohl das Ihrige bei, wenn sie nämlich gemäßiget und nicht zu heftig in ihren Ausbrüchen ist; die Natur hat sie wahrscheinlich entstehen lassen, um die Erfüllung ihrer wohlthätigen Absichten noch gewisser zu machen; sie ist wieder ein klarer Beweis von der Weisheit des Schöpfers, denn wenn die Eifersucht erst aufhört, so nimmt auch die Herrschaft der Liebe ein Ende. Die Frauen wissen so gut, daß dieses Gefühl ein Evorn, eine stärkere Anregung für die Liebe ist, daß sie zuweilen Eifersucht einzuführen suchen, um kalt gewordene Herzen aufs neue zu erwärmen. Insofern sie also das Gefühl der Liebe stets frisch und jung erhält, kann man sie eine wohlthätige Leidenschaft nennen; man quält sich nur, um das nicht zu verlieren, was man liebt. Einige Philisoforben haben sie dem Geize verglichen; aber der Unterschied zwischen diesen beiden Uebeln ist der, daß dieses letzte ein ganz unheilbares ist, die Eifersucht hingegen dann immer aufhört, wenn die Liebe nicht mehr blind ist; denn dieser kleine Gott, der nicht das Geringsste liebt, wenn er sich empfindet, ist niemals heilsender und scharfsichtiger, als wenn er sich entfernt.

## Spanien.

### Die neuere Spanische Literatur.

(Schluß.)

Die Sage, welche dem „Maurischen Findling“ zum Grund liegt, ist nicht ohne Interesse. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts lebte Garcia Fernandez, zweiter leuwerainer Graf von Castilien. Gonzalo Gustios de Lara, ein Verwandter des Grafen, hatte sieben Kinder, die man nach damaliger Sitte Infanten von Lara nannte. Der Eine dieser Infanten entzweite sich mit einem Vetter der Doña Lambra, einer Base des Königs, die der Ray Velasquez, mütterlicher Oheim des Infanten, geheiratet hatte. Die Feindschaft nahm einen so bedenklichen Charakter an, daß Doña Lambra den Infanten und ihrem Vater Tod und Verderben schwur. Den Bitten seiner Gemahlin nachgebend, schickte Ray Velasquez den Gustios mit einem Briefe an den Chalfisen Hiren (Hirsch); in diesem Briefe bat er den Chalfisen, den Ueberbringer hinrichten zu lassen. Der Fürst der Gläubigen, von Mitleid ergriffen, begnügt sich damit, den Gustios einkerkeren zu lassen. Hiren hatte eine junge und schöne Schwester, die sich für das Schicksal des Unglücklichen interessirte; eben so gütig als hingebend wollte sie sein hartes Loos erleichtern. Dieses edle Mitleid brachte sie um ihre Unschuld; Gustios vergaß die Gesetze der Gastfreundschaft; die junge Maurin unterlag seiner Sinnlichkeit, und bald regte sich die Frucht



der verbotenen Liebe unter ihrem Herzen. Indessen fühlte Ray Velasquez den Durst nach Rache, den seine Frau in ihm nährte, noch nicht gestillt; er beschloß den Untergang der Infanten von Lara. Diese tapferen und ehegeizigen Jünglinge klagten über die lässige Mude, zu der sie verdammt seien. Das Schicksal ihres Vaters war ihnen unbekannt. Ray Velasquez rieth ihnen, die Abwesenheit ihres Vaters zu benutzen und durch eine große Waffenthat sich hervorzuthun. Rundo Sanudo, ein wackerer Ritter, begleitete sie, und Alle machten sich gemeinschaftlich auf den Weg, um die Mauern zu bekämpfen. Da werden sie plötzlich von einem Trupp Araber, die der Verräther Velasquez in den Hinterhalt gelegt hatte, umzingelt und niedergebaut. Ray Velasquez läßt die Köpfe der sieben Infanten in einen Sack stecken und seinem Feinde überbringen. Der Chalis, von dem entsetzlichen Schicksal des unglücklichen Vaters tief erschüttert, schenkt ihm die Freiheit. Gonzalo Gustios kehrt in sein Vaterland zurück und beweint den Tod seiner Söhne. Indes kommt die Frucht seines Umgangs mit der Arabischen Prinzessin, die ihn im Kerker besucht hatte, zur Welt; es ist Mudarra, der Held dieser Erzählung, ein Findling, der, nachdem die furchterliche Behandlung, die sein Vater erdulden mußte, ihm zu Ohren gekommen, Alles aufbietet, um ihn blutig zu rächen. Er erreicht seinen Zweck; Doña Lambra und ihr Gemahl werden durch Mudarra's Hand, und der Letztere wird nun von Gustios als rechtmäßiger Sohn adoptirt.

Diese Sage würde recht pathetisch seyn, wenn der Verfasser ihr, nach der Weise Alt-Spanischer Dichter, den Charakter der Einheit, der aus der Leidenschaft erwächst, zu geben gewußt hätte; wenn Glanz, Gluth und Schönheit des Stils die verschiedenen Bilder auszeichneten; wenn die in der Erzählung sich häufenden Katastrophen dem allgemeinen Interesse nicht im Wege ständen. Aber die Diction ist schwach, und den Charakteren fehlt es an Kraft, wie an Tiefe, die Beschreibungen sind öfter trivial, und mehrere Hauptpersonen, die unser Dichter auf den Schauplatz bringt, haben nicht das Gepräge historischer Treue. Außerdem beginnt Saavedra seine Erzählung erst mit Mudarra's Jugend. Er verweist die ganze Geschichte der Infanten, so während und schrecklich sie auch ist, in die Vergangenheit seiner Dichtung. Es ist dies freilich eine klassische und von Virgil sanctionirte Form; aber sie dient nur dazu, das Uninteressante voran und das Interessantere mehr in den Hintergrund zu stellen. Viele hin und wieder eingestreute komische Scenen haben nicht immer das Verdienst, daß sie die Sitten des Zeitalters schildern, und ihre ganz überflüssig dick aufgetragene Maske ist oft sehr anstößig. Die Schilderung der Charaktere und der Sitten zeugen zwar von einem gewissen Talent der Beobachtung, aber im Allgemeinen fehlt es ihnen an Kraft und Energie.

Nast alle Fehler des nordischen Romans finden wir in Saavedra's Gedichte wieder; die Kostüme sind zu umständlich beschrieben, die Feste und Turniere zu sehr auf einander gehäuft. Er ist ein Spracher und beschreibender Dichter, und zum Beweise seiner Virtuosität in der letzteren Gattung wollen wir unseren Lesern seine Parallele zwischen Andalusien und Castilien mittheilen.

„Siehe da, eine andere Scene! Es sind nicht mehr die blühenden Gefilde, wo der Guadalquivir, der König Andalusiens, majestätisch hinrollt; es ist nicht mehr die Sierra, die ihr mit Moos, mit Lilien und duftenden Blumen gekröntes Haupt in den reinen Himmel erhebt, während ihre Abhänge, in lieblichen Krümmungen fortlaufend, mit dem süßen Wohlgeruch der Rosen und des Jasmins die Lüfte erfüllen. Dort findest Du keine gefeierte Städte, deren Macht so riesengroß wie ihr Ruhm, kein Cordova, das selbst in seinen Trümmern ewig schön ist. O Cordova! theure Heimath! An deinem Ufer hat das erste Licht vom Himmel mein Auge bestrahit! An deinem Ufer habe ich die ersten Liebeslungen, die Schätze meiner Kindheit, genossen. In deinem Zauberwaldchen, auf deinen herrlichen Wiesen verlebte ich die Tage meiner Jugend, von dem Schatten deiner Größe umgeben. Die Namen deiner edlen Hecren umfäuselten den noch zarten Knaben wie Maillüste die werdende Pflanze. Ewig werde ich deiner liebend gedenken; in der Fremde, wo ich, von der bitteren Speise des Unglücks genährt, mein Leben verträure, füllst du ganz mein Herz, und es bleibt mir die süße Hoffnung, daß meine Nische dereinst in deinem Schoße ruhen werde.“

„Aber siehe! da entbülten sich die Felder Castiliens; dicke Wolken, graue Dünste, ein dürrer Boden, den der Winter zum Schauplatz seiner Verheerungen macht; ein Horizont trauriger Berge, die von dorngebüschigen Narren und wo schwarze Tannen aus dichtem Schnee emporstehen. Hier windet die Kelanza sich trüb und schlammig zwischen Felsen hindurch. Du entdeckst eine kriegerische Stadt, die Castiliens Grafen zum Siege ihrer Macht erkoren; ach! es ist nicht jenes schöne Cordova mit seinen Marmorcupeln, die unter einem saphirnen Himmel glänzen. Das werdende Burgo's trotz dem Kriege und seiner Wuth; es bietet ihm eine undurchdringliche Mauer und ehernen Thürme. In seinem Schoße wohnen nicht die Künste, die Wissenschaften; Du findest hier nicht die kostbaren Stoffe des Morgenlandes, seine wunderbaren Teppiche, seine blühenden Diamanten. Kein Muslin verklärt den werdenden Tag und mahnet die Gläubigen zum Festgebet; melancholischer Glockenklang hallt in den Lüften, die christliche Gemeinde in ihre Kirche rufend. Wo ist hier geschäftige Regung? Wo sind die Magazine, die Arbeiter, die Scharen der Käufer und Verkäufer? In Burgo's hört man nur die dumpfen Schläge des Hammers, der Waffen und Rüstungen schmiedet. Die Esse glüht; der Stahl und das Eisen nehmen tausend Gestalten an; ein armes und schweißiges Volk treibt sich in den stillen Gassen umher, während einformiger Chorgesang aus Kirchen und Klöstern uns entgegenläut.“

„In den Feldern Andalusiens seht Ihr Gruppen halbnackter Bauern, ihre volkstümlichen Romanzen singend, hinter dem trägen Ochsen einberieben, der in ein Erdreich voll Saft und Leben Furchen

zieht. Stolz auf ihre Aerdie, fürchten sie nichts von der Zukunft; sie sehen dem reichen Lobne ihrer Arbeit schon aus der Ferne entgegen. In Castilien ist es ganz anders: da kämpft der Landmann mit einem undankbaren Erdreich, einem verdorrten Boden; unermüdbliche Maulthiere traben in die Kreuz und Quere. Vielleicht wird nach aller Mühe und Plage der barbarische Feind in diesen Ebenen sich ausbreiten und die noch grünende Aerdie niedertreten; vielleicht werden eines Tages der listige Mönch, der tyrannische Señor, der Räuber des Gebirges diese zur Reife gediehenen Aehren der Plünderung preisgeben.“

„Bewundert die beiden Länder, denen ein so verschiedenes Loos vorbehalten war! Vätica, ein mächtiges und herrliches Reich, hatte sein Zeitalter der Größe, der Pracht und des Glanzes; aber schon verflüchteten die Sinnelust und die Tyrannei eines Einzigen den nahen Untergang dieses großen und glorreichen Volkes. In Castilien herrschten tiefe Unwissenheit, Parteienwuth und schreckliches Elend; aber das Volk war glühend, vorweg, von eherner Ausdauer: lauter untrügliche Kennzeichen der unermesslichen Größe, die der Himmel diesem Lande vorbehalten hatte.“

Gewahren wir nicht in dieser Schilderung, deren wahrhaft südlicher Glanz in unserer Uebersetzung gar sehr verbleicht, mit Erstaunen noch etwas von dem föderalistischen Geiste, von dem Hoffe auf die Provinzen, welcher den heutigen Spaniern vorzugsweise geblieben ist? Eine Art von maurischer Kläglichkeit, ein Bedauern und ein Vorwurf treten nach vielen Jahren wieder ins Leben und dringen in Saavedra's romantischem Epos ans Licht. Die aufgejogene Stelle gebietet ohne Zweifel zu den schönsten, die das ganze Gedicht aufweisen kann. Die Wahrheit des Gefühls ist unbestreitbar; die Lieblichkeit der Verse und die glückliche Wahl der Ausdrücke entsprechen der edlen Naivetät einer tief empfundenen Begeisterung.

Ähnliche Lobspprüche verdienen die mannigfachen kleineren Gedichte des Verfassers, seine Ode an den Leuchthurm von Malta, seine Romanzen in der alexandrinischen Gattung und ein Idyll auf sein kleines fünf Monat altes Kind. In diesen Gedichten webt der reine Hauch Alt-Spanischer Poesie; die Nachahmung ist weniger fühlbar; die Schmerzen des Erils himmen den Dichter zu rührenden Klagen. In jedem Zeitalter und in jedem Lande giebt es nur eine echte Poesie: es ist diejenige, welche das Wahre und Wirkliche in idealen Formen wiedergiebt.

(Br. and For. Rev.)

## Mannigfaltiges.

— Runkelrüben-Zucker. In England, das es mit jeder Art von Industrie aufnimmt und besonders eine lucrative sich nicht leicht entgehen läßt, rath man doch davon ab, dem Beispiele Frankreichs zu folgen und den bisher noch nicht gewagten Versuch zur Auflegung von Runkelrüben-Zucker-Fabriken zu machen. Zwar sind Aufforderungen zur Theilnahme an einer Actien-Gesellschaft ergangen, die mit einem Kapital von 300,000 Pfd. in der Nähe von London eine solche Fabrik anlegen will, doch fürchtet man, daß sich die Regierung bald veranlaßt sehen möchte, die hohen Steuern auf den noch dazu nur von Britischen Kolonien bisher zum Konsum gelassenen Rohrzucker bedeutend herabzusetzen und so die Konkurrenz der in England weniger wohlfeil als in anderen Ländern herzustellenden Runkelrüben unmöglich zu machen. Das letzte Heft der „Edinburgh-Review“ enthält in dieser Beziehung einen sehr lehrreichen Artikel, der namentlich die falsche, wahrhaft auf den Ruin des Landes abgegebene Handelspolitik darstellt, die Frankreich bisher in Bezug auf seine Zucker-Fabrication befolgt hat. Während es nämlich seinen rohen Kolonial-Zucker enorm hoch besteuert, bewilligt es einen eben so hohen Rückzoll bei der Ausfuhr des im Lande raffinierten Zuckers. Diese Rückprämie kommt nun eben so dem ganz unverzollten Runkelrüben-Fabrikat, als dem hochbesteuerten Rohrzucker zu gut und ist also schon die zweite nicht unbedeutende Auflage, die das Land zum Besten eines ganz untergeordneten Zweiges der Agriculturn zu tragen hat, während einerseits die Einnahme, die der Staat selbst von dem eingeführten Zucker bezieht, jährlich kleiner wird, andererseits das Gedeihen der Französischen Kolonien immer mehr abnimmt und dreistens endlich das Land zwar stets die gleiche Quantität Zucker konsumirt, dabei aber immer weniger an eigentlichem nährenden Zuckerstoff erhält, indem das Fabrikat der Runkelrüben äußerlich wohl dem des Rohrzuckers ganz gleich ist, innerlich jedoch keinesweges dieselben Eigenschaften besitzt. Die „Edinburgh-Review“ berechnet, daß in Folge seiner falschen Handelspolitik und seiner enorm hohen Besteuerung Frankreich viel weniger Zucker konsumirt, als die meisten anderen mit dem Comfort unserer Zeit vertrauten Länder. Selbst Spanien ist dem luxuriösen Frankreich in der Zucker-Consumtion überlegen, denn dort kommen jährlich 7½, hier aber nur 7 Pfund Zucker durchschnittlich auf jeden Einwohner. In den Vereinigten Staaten rechnet man 18½, in Großbritannien 2½, in dem armen Irland jedoch, das seinen Zucker eben so hoch besteuern muß, wie das von Reichthum strotzende England, nur 3 Pfund Zucker jährlich auf den Kopf. Die Zucker-Consumtion aber stellt die „Edinburgh-Review“ mit unter die bedeutendsten Kennzeichen, durch die sich das Wohlbestehen unserer Zeit von dem jedes früheren, gleichviel ob gebildeten oder ungebildeten, Zeitalters unterscheidet. Noch vor etwa 200 Jahren habe man diesen eben so wohlschmeckenden als nährenden Consumtions-Artikel, dessen jährlicher Bedarf sich in Europa und Amerika auf 600,000 Schiffstonnen und dessen Werth sich ohne die Zölle auf 120 Millionen Thaler belaufe, gar nicht gekannt. Etwas Honig, der oft genug verdorben und etelertregend gewesen sey, habe bei unseren Vorfahren fast einzig und allein einen Stoff vertreten, der in unseren Tagen auch in den ärmsten Häusern die Gesunden labt und zur Wiederherstellung der Kranken beitrage.